

André Hille
Das Rauschen der Nacht

André Hille

DAS
RAUSCHEN
DER
NACHT

Roman

Blessing

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage, 2020

Copyright © by André Hille
und Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-89667-654-2

www.blessing-verlag.de

für Gesa

Der Himmel drückte auf die frisch gedüngten Felder, die Erde war schwer und schwarz, sie hatte sich vollgesogen mit Regen, als hätte sie nach dem trockenen Sommer ihren Durst nicht stillen können und weiter und weiter getrunken, bis das Wasser silbrig schimmernd in den Furchen stand. Am Nachmittag war von Südwesten her eine Wolkenfront über die Felder gezogen und hatte das weite Land eng gemacht. Ich hatte den Kopf aus der Tür gesteckt und in den Himmel geschnuppert, die Würze des Sommers und die kristalline Kühle des Winters darin gefunden, dann hatte ich meine Laufschuhe angezogen und war losgelaufen.

Die Sohlen meiner Schuhe rollten auf dem Asphalt ab, hin und wieder sprang ich über eine Pfütze. Es war still hier draußen, nach dem Regen, so still, dass ich meinen Atem laut von mir stieß, um überhaupt ein Geräusch um mich zu haben. Ich lief meine übliche Runde durch die Niederungen der Seeve, über die schnurgeraden Asphaltwege, die auf den Feldern lagen wie ausgerollte Gurte und über die zu dieser Jahreszeit Trecker mit wippenden Güllewagen heizten, aufgeschaukelt durch die mannshohen, prallen Reifen, um die letzten Fahren Jauche auszubringen. Auf meiner Stirn hatte sich ein kalter Film aus Schweiß und feuchter Luft gebildet – ich war außer

Form, das spürte ich, und erleichtert, dass mein Körper bisher mitmachte. Bei den letzten Malen waren die Schmerzen im rechten Schienbein derart stark geworden, dass ich nach der Hälfte der Strecke nur noch gehen konnte. *Shin Splints*, ich hatte das später recherchiert. Doch heute schien ich einen guten Tag erwischt zu haben. Mein Atem wechselte von dem langsamen Ein- und Ausatmen in das schnellere, rhythmische Ansaugen und Ausstoßen von Luft, das mir das gute Gefühl gab, wie eine kleine, pfeifende Maschine zu funktionieren. Ich zählte die Atemstöße mit. Eins-zwei-drei, eins-zwei-drei, ein Rhythmus, auf dem ich besonders gut denken konnte, auf dem sich meine Gedanken wie von selbst zurechtrüttelten.

An der Bohlenbrücke, weit draußen auf den Feldern, sprang ich über zwei morsche Balken, die Seeve lag teerig in ihrem Bett. Bis vor Kurzem hatte der Mais hier drei Meter hoch gestanden, kilometerweise Biomasse, doch jetzt erstreckte sich vor mir nichts als die abgeerntete, vom Tragen und Gebären erschöpfte Erde. Hier draußen wurde der Weg langsam schlechter, der Asphalt war durchbrochen von Wurzeln und Grasbüscheln, schrundige Risse wölbten sich nach außen. Weiter hinten sah ich einen Punkt, kaum auszumachen im Dunst, ein blaues Etwas, das sich bewegte. Noch ein Jogger? Um diese Zeit? Eins-zwei-drei. Ich ging noch einmal die kommende Woche durch, die eine entscheidende Woche werden würde. Wenn ich den Pitch erst mal überstanden haben würde, dann. Wenn. Dann. Wenn erst. Dann. Dann endlich. Mehr wollte ich nicht. Mehr brauchte ich nicht. Wie oft hatte ich das schon gedacht, dieses Wenn. Manchmal hatte ich das Gefühl, nur noch in Wenn-Dann-Schleifen zu leben. Und wenn das Dann nie eintrat?

Behutsam beschleunigte ich das Tempo, denn langsam krochen die Schmerzen wieder vom rechten Spann hinauf, und

ich hatte die zweite Hälfte der Strecke noch vor mir. War ich falsch gelaufen? Hatte ich den Fuß überlastet? War mein Körper nicht mal mehr in der Lage zu laufen, einfach nur zu laufen, wie es der Mensch seit Anbeginn seiner Zeit tat? Ich schaute mich um und fragte mich, ob es sich lohnte umzukehren oder ob ich die Strecke wie gewohnt weiterlaufen sollte. Ich rollte ab, ich hob den rechten Fuß, rollte ab, heben, abrollen, eins-zwei-drei, heben, abrollen, die Schmerzen ignorieren; ich wechselte vom Fersenlauf auf den Vorderfußlauf, doch das half nur kurz. Ich schaute mich noch einmal um, immer noch unschlüssig – es war geradezu zynisch, dass sich der Schmerz immer genau nach der Hälfte der Strecke einstellte –, und plötzlich war dort, wo mein Fuß den harten, porigen Asphalt erwartete, etwas anderes, gab etwas nach. Ich glitschte mit der rechten Hacke nach vorne, nur wenige Zentimeter, doch das reichte, um zu straucheln. Ich stolperte, trat dabei mit dem nächsten Schritt auf einen Asphaltwulst und knickte um. Ein paar Meter schlingerte ich in gebückter Haltung weiter, die Arme in Erwartung des Aufpralls nach vorne gestreckt, doch ich konnte die Energie des Laufes abfangen und einen Sturz verhindern. Ich streckte mich, schüttelte die Beine aus, humpelte weiter, pendelte mit den Armen vor und zurück und schaute mich noch einmal um. Ein nasses Blatt oder eine Nacktschnecke. Verdammst. Jetzt war ich komplett aus dem Takt. Die Maschine war stehen geblieben, und ich wusste nicht, ob ich sie noch einmal anwerfen konnte.

Ich ließ meine Arme kreisen, erst vor, dann zurück, ein paar Mal, wie ein Schwungrad. Früher hatten wir das immer Windmühle genannt und drehten unsere Arme schneller und schneller, als wollten wir abheben. Ich versuchte, mit dem rechten Fuß aufzutreten, sacht. Es fühlte sich an, als würde ich auf

Schaumstoff laufen. Eine Bänderdehnung, hoffentlich kein Riss. Birte würde zu Hause mit dem Abendessen beginnen, sie würde auf mich warten, jetzt schon, und die Kinder beruhigen. Ich hätte nicht die große Runde laufen sollen. Ich hätte überhaupt nicht laufen sollen heute, nachdem ich schon den ganzen Vormittag am Haus gearbeitet hatte. Ich stemmte die Arme in die Seiten, blieb stehen und schaute auf die Weide vor mir. Die von den Herbststürmen fast schon leer gefegten Bäume hoben sich gerade noch als schwarze Silhouette vom grauen Himmel ab. Was sollte ich jetzt machen, hier draußen? Bei gutem Lauf würde ich noch zwanzig, fünfundzwanzig Minuten brauchen, im Schrittempo eine Dreiviertelstunde. Ich atmete durch; klare, feuchte Luft. Und diese Stille. Kein Windhauch, keine Vögel, langsam aufziehender Nebel. Sollte ich weiterlaufen oder umkehren? Ich entschied mich für das Umkehren.

Behutsam trat ich mit dem rechten Fuß auf, auch wenn es schmerzte, irgendwie musste es gehen. Langsam setzte ich mich wieder in Bewegung, fiel in einen leichten Trab und versuchte, über den Atem meinen Rhythmus wiederzufinden. Eins. Zwei. Drei. Aber alle Leichtigkeit war verloren, es fühlte sich nur noch an wie die Simulation eines Laufs, als wäre ich aus einer Rolle gefallen und würde sie trotzdem pro forma weiterspielen. Nach einigen Metern kam ich an der Stelle vorbei, an der ich umgeknickt war. Aus einer Nacktschnecke quollen die Gedärme, andere Nacktschnecken hatten sich strahlenförmig um sie herum gruppiert und machten sich über die Reste her. Sie fraßen aneinander.

Nach ein paar Hundert Metern stieß ich wieder auf den Hauptweg. Aus Gewohnheit schaute ich einmal nach rechts, und plötzlich stand da jemand, mit einer blauen Jacke, kaum

fünfzig Meter von mir entfernt. In der Dämmerung konnte ich ihn nicht mehr richtig ausmachen, aber es sah nicht so aus, als würde dieser Jemand joggen. Ich beschleunigte, trotz der Schmerzen in meinem Knöchel, auf der langen Gerade nach Norden. An Sommerabenden liebte ich diese letzte Tangente, auf der ich noch einmal alles aus mir herausholte; nichts mehr sehen, nichts mehr denken, nicht mehr abbiegen, einfach hineinlaufen in diesen blauen Himmel. Heute bereitete sie mir unendliche Mühe. Es war so zäh, mein Körper war so zäh. Laufen. Atmen. Den Schmerz wegatmen. Ich spitzte die Lippen, sodass mein Ausatmen zu einem pfeifenden Geräusch wurde und das Einatmen in der Lunge stach. Einmal drehte ich mich noch um und meinte, den blauen Punkt am Ende des Weges auszumachen, kaum noch zu unterscheiden von der aufziehenden Nacht.

Das Ziel vor Augen, ignorierte ich den Schmerz und den wieder einsetzenden Regen. Mein ganzer Körper war angefüllt vom Willen, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Der Schweiß lief an meinen Schläfen hinunter, den Hals entlang, die Haare waren nass. Irgendwann, ich hatte jedes Zeitgefühl verloren, bog ich rechts in die Gniddenborg ein, vorbei an der alten Zimmerei, wo Sczerny seine rustikalen Bänke aus halben Eichenstämmen zu teuer verkaufte, vorbei am Schützenverein, mit dem riesigen, außen an die Festhalle gemauerten Schlot, der bei mir immer den Eindruck erweckte, hier draußen würden okkulte Praktiken abgehalten, hundert Meter weiter links in den Schlehenweg, dann hatte ich es geschafft. Am Ende des Weges lag die Nummer 19, hinter alten Eichen und Birken, ein dreckiges, umgewühltes Stück Land. In den Reifenspuren der Radlader sammelte sich das Wasser, und mittendrin stand unser Haus.

Nachdem wir uns entschlossen hatten, von Hamburg aufs Land zu ziehen, hatten wir den Hausbau ein Jahr lang akribisch geplant. Voller Euphorie hatten Birte und ich die Höhe der Räume, die Lage der Fenster und die der Terrassen festgelegt, hatten uns endlos mit Fliesenfarben, Pflastersteinen und Fensterformen beschäftigt. Unser Heim sollte etwas Besonderes werden, ländlich, aber zugleich modern, es sollte sich einfügen in die dörflichen Traditionen, sie aber zugleich neu interpretieren und einen Hauch Urbanität ausstrahlen – und immer, wenn ich auf das Haus zukam, spürte ich, dass es gelungen war.

Ich beugte mich nach vorne, stützte mich mit den Händen an der Hauswand ab und blieb eine Minute so stehen. Mein Herz pumpte und schlug von innen gegen den Brustkorb. Ich stieß die Luft aus, wartete. Allmählich normalisierte sich mein Atem. Ich schüttelte meine Füße und Arme aus und ging vorbei am Carport, der bislang nur eine von Folien überspannte Konstruktion aus Kanthölzern war. Die Folien schlappten bei jedem Windhauch gegen das Holz, bei stärkerem Wind knatterten sie wie eine Fahne am Mast, und bei Regen hörten wir das leise knisternde Trommeln der Regentropfen, wenn wir im Bett lagen. Wir konnten den Carport nicht weiterbauen, solange die Sache mit der Fassade nicht geklärt war. Noch einmal lehnte ich mich schräg gegen die Tür, dehnte die Waden, atmete tief durch, dann drehte ich den Schlüssel im Schloss und betrat das Haus.

Im Windfang lagen die Sachen der Kinder auf dem Boden verstreut, die roten Gummistiefel von Jeremias, die gelbe Regenjacke von Sophie, Strickmützen und Handschuhe, und gerade, als ich alles mit dem Fuß ein wenig zur Seite schob, bog Birte voller Schwung um die Ecke. Sie kam aus dem Bad, in jeder Hand eine Kinderzahnbürste, sie war barfuß und trug

einen Rock, der im Gehen wippte. Ihre Haare hatte sie mit einem Haushaltsgummi zusammengebunden, doch der Zopf war bereits in der Auflösung begriffen, und die Haare fielen ihr ins Gesicht.

»Da bist du ja.«

»Tut mir leid, dass ich so spät bin.« Ich stützte mich an der Wand ab und versuchte, auf einem Bein stehend, den Schnürsenkel zu lösen. »Ich bin umgeknickt.«

»Jaja. Das hast du neulich auch gesagt, und dann war es nichts.«

»Diesmal ist es anderes. Wirklich.«

»Na, zeig mal her.«

Birte hockte sich hin, rollte meine Laufhose nach oben und drückte vorsichtig auf dem Knöchel herum. Ich stöhnte, sagte »ja, da« oder »da eher nicht so«. Die beiden Zahnbürsten hatte sie auf dem Schlüsselregal abgelegt, ein länglicher Kasten aus Kirschholz, den wir vor Kurzem gekauft hatten, obwohl er eigentlich zu teuer gewesen war. Eine der Zahnbürsten war umgekippt, und die Zahnpasta glitt langsam an den Borsten hinunter, doch ich befand mich, solange Birte an meinem Knöchel herumdrückte, in einem Zustand angenehmer Lähmung, der es mir unmöglich machte, auf irgendetwas anderes zu reagieren.

Die Kinder hatten mittlerweile gemerkt, dass etwas nicht stimmte, da Mama mit den Zahnbürsten nicht aus dem Bad zurückkehrte. Jetzt kamen sie angerannt. »Papa. Was hast du? Bist du krank?«, rief Sophie.

»Nein, alles in Ordnung. Ich bin nur umgeknickt.«

»Mama, schau dir meinen Fuß auch mal an?« Sophie versuchte, ihren Fuß neben meinen auf die Sitzbank zu stellen, schaffte es jedoch gerade so, ihn waagrecht daraufzulegen.

»Ja, zeig mal.« Birte inspizierte Sophies Fuß, klopfte hier und drückte da und sagte dabei »aha, interessant«, und jetzt zog auch Jeremias seine Hose hoch und versuchte, seinen Fuß auf die Sitzbank zu stellen, wobei er Sophie wegdrängte, was wiederum Sophie empörte, denn sie sei zuerst da gewesen und das sei *unfair*.

»Und, was meinst du nun?«, fragte ich dazwischen.

Birte rieb noch einmal mit beiden Händen über den Knöchel und meine untere Wade, als wolle sie mich wärmen, und sagte: »Ist ein wenig geschwollen. Aber nicht blau. Soll ich dir einen Verband anlegen?«

»Nein, bloß nicht«, sagte ich, dann sah ich am Ende noch wirklich beeinträchtigt aus, und wenn man so aussah, dann fühlte man sich auch so, und dann strahlte man es auch aus. Ich sah mich am Mittwoch mit einem gegipsten Bein aufs Podium humpeln und den Vortrag halten. Vielleicht würde meine Versehrtheit die Zuhörer sogar für mich einnehmen. *Obwohl es an diesem Tag nur um digitale Erlösmodelle geht, ist dies hier*, ich würde meinen Fuß hinter dem Stehpult hervorstrecken und darauf zeigen, *das Ergebnis einer rein physischen Betätigung*. Lacher. Oder? Lieber nicht. Das wäre zu billig.

»Ich schaue es mir nachher noch mal an. Erst müssen die Kinder ins Bett.«

»Kann ich vorher noch was essen?«

»Jeremias ist ziemlich durch.«

Sie drückte den beiden die Zahnbürsten in die Hand und schob sie von hinten leicht an. »Ab ins Bad.« Zu mir gewandt, sagte sie noch: »Wir müssen übrigens gleich noch mal was besprechen.«

Ich ging hinüber ins Wohnzimmer und stakste über auf dem Boden verteiltes Kinderspielzeug, das sich vom hellen Grau

des Sichtbetons wie eine Schicht bunter Streusel abhob. Auf dem Esstisch standen noch immer die Überreste des Abendessens: Wurst, Käse, vollgekrümelte Brettchen, Gurkenschalen, Brotkanten. Jeremias hatte wieder nur die weiche Mitte seiner Brotscheibe gegessen und die »Rinde«, wie er es nannte, säuberlich von innen abgenagt. Es sah aus, als habe auf dem Tisch die Schlacht einer winzigen Armee stattgefunden. Ich schob mir eine Gurkenscheibe von Sophies Teller in den Mund und musste an Sisyphos denken. Wie viel Energie sollte man aufwenden, um einen bestimmten Grad der Ordnung aufrechtzuerhalten? Wenn ich heute eine Stunde aufräumte, würde es morgen nach dem Frühstück wieder so aussehen, wenn ich nach dem Frühstück aufräumte, würde es nachmittags wieder so aussehen. Lohnte sich das? Wäre es nicht einfacher, sich mit dem Chaos abzufinden? Dauerhaft in einem Sumpf aus Klammotten und Kinderspielzeug zu leben? Ich musste zugeben, dass mich manchmal diese Fantasie überkam, aber es war müßig, darüber nachzudenken. Eine Familie zu haben bedeutete, eine bestimmte Ordnung zu bewahren, jahrelang, jahrzehntelang. Vielleicht bestand darin sogar ihr eigentlicher Sinn. Ich schlang ein angebissenes Käsebrot hinunter, dachte darüber nach, was Birte mit »wir müssen was besprechen« gemeint haben könnte, ohne zu einem Ergebnis zu kommen, dann duschte ich rasch und zog mich um. Als ich zurück ins Bad kam, standen die Kinder vor mir in Schlafanzug und Nachthemd und schauten mich mit ihren großen Augen an. Jeremias fielen die Haare über die Augen, wir hatten es wieder nicht geschafft, seinen Pony zu schneiden. Ich sah mich als Kind im Bad stehen, ich sah mich hinaufschauen zu meinem Vater, der abends kontrollierte, ob ich die Zähne richtig putzte, und morgens, ob ich vernünftig gekämmt war und mein Unterhemd in

der Hose steckte. Es passierte in letzter Zeit häufiger, dass ich die Welt durch die Augen meiner Kinder sah und auf der anderen Seite mich selbst erblickte. Und was ich dort auf keinen Fall sehen wollte, war mein eigener Vater. Ich wusste nicht, ob mir das gelang, oder ob nicht der Versuch, das Gegenteil meines Vaters zu sein, das Gegenteil bei meinen Kindern bewirkte und wiederum Eigenschaften meines Vaters in ihnen hervorholte. Man entkam der Dynamik der Generationen nicht, man konnte tun, was man wollte.

»Fertig?«, rief ich. »Dann ab ins Bett.«

»Nö!«

»Doch!«

»Nöhö!«

Ich schnappte mir Sophie und hob sie hoch, sie kreischte, halb vor Freude, halb vor Schreck. Dann schwang ich diesen gar nicht mehr so leichten, knapp zwanzig Kilo schweren Körper einmal herum, spürte ein Stechen im Knöchel, humpelte mit ihr auf dem Arm in ihr Zimmer und warf sie spielerisch aufs Bett. Wir schauten uns zusammen ein Piratenbuch an, dann knipste ich das Licht aus und blieb noch, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, ein paar Minuten neben ihr liegen. Meist genoss ich diesen Moment der Ruhe und des Schweigens; manchmal blieb ich sogar noch liegen, obwohl Sophie längst schlief, starrte einfach ins Dunkel oder döste vor mich hin und spürte dem Tag nach, dann wollte ich gar nicht mehr hinaus in den Abend, den Tisch abräumen, die Küche aufräumen, Mails schreiben, dann würde ich am liebsten einfach dort liegen bleiben und bis zum Morgen durchschlafen.

»Papa?«

»Ja?«

»Ich hab Angst.«

»Wovor denn?«

»Ich hab einfach Angst.«

»Du brauchst keine Angst zu haben. Ich bin doch da.«

Sophie nahm meine Hand und legte sie unter ihren Kopf, ihre Wange passte genau in meine Handschale.

»Papa, ich hab so Angst.«

»Wovor denn?«

»Ich hab immer diesen blöden Traum.«

»Welchen denn?«

Sie zögerte. »Wenn ich es sage, kommt er wieder.«

»Nein, es ist besser, es auszusprechen, dann hat man weniger Angst.«

»Na gut.« Ich spürte, wie sie noch immer mit sich rang, ob sie mir davon erzählen sollte. »Ich träume immer, dass ich zu Stein werde.«

Sie hatte in letzter Zeit immer wieder diesen Traum, sie hatte überhaupt viel mit Alpträumen zu kämpfen. Es reichte schon, dass jemand von einer Beerdigung erzählte, dass jemand das Wort »Monster« in den Mund nahm, oder sie einen Kinderfilm sah, in dem eine Hexe damit drohte, die Kinder in Stein zu verwandeln, und schon begann sie sich zu fürchten. Ich erinnerte mich daran, dass auch mir – ich muss etwa in Sophies Alter gewesen sein, vielleicht ein, zwei Jahre älter – über Jahre hinweg immer derselbe Traum zugesetzt hatte: Ich glitt eine nicht enden wollende, sich in unzähligen Schleifen windende und im Dunkel schwebende Rutschbahn hinunter, verfolgt von einer Hexe, die dicht hinter mir ist, bis ich, am Ende angekommen, in die Leere falle. Immer wieder wachte ich mitten in der Nacht auf, angepflockt an die Dunkelheit, und irrte in meinem Zimmer herum auf der Suche nach dem Lichtschalter, bis ich irgendwann nach meiner Mutter schrie.

Was sollte ich Sophie zu Alpträumen sagen? Für sie war der Traum genauso real wie ihre Tage im Kindergarten. Ich konnte ihr versichern, dass er nicht real sei, aber ich war sicher, dass sie mir nicht glauben würde.

»Wenn der Traum wiederkommt, sagst du dir, dass es nur ein blöder Traum war.«

»Aber woher weiß ich denn, dass er nicht echt ist?«

»Ein Traum ist wie eine Geschichte. Er ist nie echt. Man denkt sich das nur aus. Wenn du nachts aufwachst und der Traum war wieder da, musst du dir sagen: ›Ach, das war nur eine Geschichte, das ist nicht echt.<, okay?«

Sie war mit der Antwort nicht wirklich zufrieden, sondern rollte sich zusammen und legte ihren Arm über meine Brust. Er war leicht und zart, ich spürte sein Gewicht kaum. Ich lauschte auf ihren Atem und hoffte, dass er gleichmäßiger werden würde, dass sie langsam in den Schlaf hinübergleiten würde. Mein Fußgelenk puckerte wie ein entzündeter Zahn. Ich bewegte den Fuß leicht nach links und rechts, versuchte, ihn kreisen zu lassen, und hatte das Gefühl, dass es schon ein wenig besser ging. Plötzlich sprang draußen die Leuchte über der Haustür an. Das Licht schlug durch die Rollladenschlitze auf die gegenüberliegende Wand und stand dort wie ein Leuchtkäferbataillon in Reih und Glied. Ich lauschte. Warum sprang die Türleuchte jetzt an? War da jemand? Es war nichts zu hören. Nach wenigen Sekunden erlosch das Licht, und auf meiner Netzhaut glühte das Muster noch einige Sekunden nach. Ich hob Sophies Hand von meiner Brust und legte sie auf das Kissen, sie seufzte, schon im Schlaf, dann tastete ich mich im Dunkel aus dem Zimmer und trat, geblendet vom Licht, in den Flur.

Im Wohnzimmer sah es immer noch so aus wie vorher. Ich hatte, wenn ich aus einem der Kinderzimmer kam, immer

die leise Hoffnung, dass Birte schon vor mir hinausgekommen war, ich ein aufgeräumtes Wohnzimmer vorfinden würde und mir in Ruhe ein Glas Wein einschenken könnte. Ich war mir sicher, dass es Birte genauso ging; es war eine Art stiller Wettkampf zwischen uns, weniger aus Böswilligkeit als aus Erschöpfung. Wer blieb am längsten bei einem der Kinder, um nicht als Erster ins unaufgeräumte Wohnzimmer zu kommen.

Ich schmierte mir noch ein Brot, klappte kauend meinen Laptop auf und rief meine Mails ab. Toni fragte, ob mit Berlin alles klargehe und ob ich gut vorbereitet sei. Ja, alles o. k., schrieb ich zurück, der Vortrag sei im Wesentlichen fertig, ich würde die Tage noch mal proben, und dann könnten wir nur hoffen. Ich klappte den Laptop wieder zu und lehnte mich ungeschlüssig im Stuhl zurück. Sollte ich den Tisch abräumen oder mich aufs Sofa setzen und meinen Fuß schonen? Birte hätte dafür sicher Verständnis. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Halb neun. Der *Tatort* hatte schon angefangen. Aber dann fiel mir etwas anderes ein. Ich ging hinüber zur Glasfront im Wohnzimmer, drehte den Hebel der Terrassentür und zog die schwere Tür auf.

Die feuchte Herbstluft drang ins Wohnzimmer. Ich machte ein paar Schritte hinaus und sog die Nachtluft ein. Das Licht aus dem Wohnzimmer hinter mir lag auf der Erde wie ein hauchdünner, gelblicher Stoff, ich sah meinen daraus ausgeschnittenen, schwarzen Schatten vor mir, der Kopf reichte fast bis zu den Eichen, hinein ins dunkle Unterholz. Es regnete noch immer, ein feiner Nieselregen, der auf die Blätter fiel, sich dort sammelte und dann mit einem dunklen, leisen *pock* auf die Erde tropfte. Ich humpelte mit eingezogenen Schultern dicht am Haus entlang nach vorn zum Eingang, stellte mich

vor die Haustür, als wolle ich sie aufschließen, und die Lampe tat, was sie tun sollte. Sie sprang an, wenn man dicht vor der Tür stand, und nach wenigen Sekunden erlosch das Licht wieder. Ich schaute an der Hauswand hinauf. Mehrere feine Risse zogen sich über den Putz bis unter die Dachtraufe, die Fassade glänzte nass im Schein der jetzt wieder durch meine Bewegung anspringenden Lampe. Ich fuhr mir mit der Hand über den Kopf und wischte sie anschließend an meiner Jeans ab. Dann eilte ich zurück ins Wohnzimmer. Drinnen begann ich, den Tisch abzuräumen, und kurz darauf trat Birte ins Wohnzimmer und schloss leise die Tür hinter sich. Sie hatte sich bunte Wollsocken angezogen, die ihr fast bis unter das Knie reichten.

»Wie ging's mit Sophie?«, fragte sie, sammelte Spielzeug vom Boden und warf es in eine Kiste.

»Sie hat immer noch diesen Albtraum.«

»Den mit den Steinen?«

»Ja. Und bei Jeremias?«

»Er war schon fast drüber. War ein hartes Stück Arbeit.«

Ich verpackte den Käse in Käsepapier und schob ihn in den Kühlschrank, wickelte das Brot wieder ein und legte es in den Brotkasten, als Birte aus einer Schublade einen Brief zog.

»Hier, vom Anwalt. Ich hab's heute erst aus dem Briefkasten geholt.«

Sie reichte mir einen aufgerissenen Briefumschlag zusammen mit einem mehrseitigen Schreiben, auf das ich, mich gegen den Esstisch lehnend, einen flüchtigen Blick warf. *Die Ergebnisse der Feuchtigkeitsermittlung an den Porenbetonteilen der Proben 1 und 2 zeigen, dass der Feuchtigkeitsgehalt in den äußeren 15 cm des zweischaligen Porenbetonmauerwerks annähernd konstant ist.*

»Sie legen Widerspruch ein und beantragen ein Gegengutachten«, sagte sie.

»Wer?«

»Der Verputzer und Stauff, die Firma, die den Putz herstellt. Sie wollen das nicht auf sich sitzen lassen.« Ihre Stimme sank und zitterte leicht.

Ich hielt das Papier in den Händen und schaute noch einmal betroffen auf die Seiten. So richtig verstand ich immer noch nicht, worum es ging. *Aufgrund der am Putzmörtel ermittelten Druckfestigkeiten könnte dieser in die Kategorie CS III (3,5 N/mm² bis 7,5 N/mm²) nach der Norm DIN EN 998-1 eingruppiert werden.*

»Weißt du, was das bedeutet? Vermutlich muss ein neues Gutachten her, das heißt endlose Briefe und Termine beim Anwalt und ...«, Sie hielt sich die Hand vor die Augen. »Jonas, das macht mich alles fertig.«

Das Problem war die Fassade. Der Putz passte nicht zum Stein oder der Stein nicht zum Putz, er war zu früh oder zu spät aufgetragen worden. Irgendjemand hatte in diesem riesigen Puzzle ein Teil falsch eingesetzt, und das reichte, um das Ganze ins Wanken zu bringen. Es hatte ein erstes Gutachten gegeben, in dem, soweit wir das verstanden hatten, eindeutig festgestellt worden war, dass der Verputzer den falschen Mörtel verwendet hatte. Und nun das.

Der Verputzer hatte sich Stauff an die Seite geholt, Widerspruch eingelegt und ein Gegengutachten in Auftrag gegeben, in dem sie beweisen wollten, dass der Putz richtig, aber der Wandaufbau falsch sei, die Schuld also nicht bei ihnen, sondern beim Maurer liege. Wir wussten nur eins: Über die gesamte Fassade zogen sich feine, meterlange Risse, und je länger das nicht behoben wurde, umso schlimmer würde es werden,

da Feuchtigkeit unter den Putz drang und die Dämmung beschädigte, schlimmstenfalls so sehr, dass man das Haus neu bauen müsste.

Birte hatte sich gegen die Kücheninsel gelehnt, die Arme um sich selbst geschlungen, und schaute mit geröteten Augen auf einen entfernten Punkt im Raum. Mit ihrem Rock und den bunten Wollsocken, die an den Fersen kleine Löcher hatten, erinnerte sie mich an früher, an unsere Studentenzeit, an unsere WG auf der Veddel, an unsere ersten Jahre, in denen wir häufig so in der Küche gestanden und uns mit uns selbst beschäftigt hatten, in unserer existenzialistischen Phase, in der wir die Fragen unserer Jugend für die Fragen der Welt hielten. Heute kam es mir so vor, als betrachtete ich diese Zeit durch ein umgekehrtes Fernglas; alle Probleme wirkten lächerlich klein und bedeutungslos.

»Ich weiß nicht, ob wir das alles schaffen. Ich dachte, wir seien mit dem Größten durch, und jetzt brennt es an allen Ecken und Enden. Die Nachfinanzierung, der zweite Bauabschnitt und jetzt das.«

»Du, das wird schon.« Ich stieß mich vom Esstisch ab und humpelte auf sie zu, fiel, ein wenig theatralisch, gegen sie und legte meine Arme um ihre Schultern.

»Jetzt übertreibst du es aber mit deiner Verletzung.«

»Nur ein bisschen.«

Sie knuffte mich mit dem Ellenbogen, aber das Wichtigste war, dass sie wieder lachte.

»Das erste Gutachten ist eindeutig, der Gutachter hat jeden Zweifel ausgeschlossen. Beim Verputzen ist ein Fehler passiert, und der muss behoben werden, fertig.«

»Aber wenn sie auf Zeit spielen? Wenn sie es einfach bis zum Ende durchziehen? Ich weiß nicht, ob ich einen jahrelan-

gen Prozess durchstehe.« – »Natürlich stehen wir das durch. So weit wird es gar nicht kommen, du wirst sehen.«

Ich sah an ihren Augen, dass ich sie nicht hundertprozentig überzeugen konnte, dazu fehlten mir im Moment die Argumente und vielleicht auch die nötige Überzeugungskraft, aber sie war dankbar für meine Zuversicht und gern bereit, mir zu glauben.

»Ich mache morgen gleich einen Termin mit dem Anwalt.«

Sie schlang ihre Arme um meine Taille und legte ihren Kopf auf meine Schulter. Ihr Atem erzeugte ein warmes, feuchtes Nest an meinem Hals, und so standen wir eine Minute oder zwei in der Stille unseres Wohnzimmers, das wir uns so oft, über Pläne gebeugt, vorgestellt und ausgemalt hatten. Irgendwann nahm ich ihren Kopf in meine Hände und schaute sie an, die leicht gebogene Nase mit der abgeflachten Nasenwurzel, ihre kräftigen und zu den Schläfen hin ausfransenden Augenbrauen, ihre helle Haut, über die sich Sommersprossen verteilten, die jetzt, im Herbst, langsam anfangen zu verblassen, ihre dunklen Augen und die dunkelblonden Haare, durch die ich mit meinen Fingern wie mit einem Kamm fuhr. Birte strich mit den Fingerkuppen auf diese bestimmte Art über mein Ohr, fuhr daran hinauf und hinunter, drückte an meinem Ohrläppchen herum, wie immer, wenn sie Lust auf mich hatte, sie neigte ihren Kopf und öffnete ihre Lippen. Unsere Zungen balgten kurz miteinander, bevor unsere Lippen aufeinandertrafen, und es fühlte sich an wie ein angenehm auf der Haut liegendes Kleidungsstück, das man lange nicht getragen hatte. Sie öffnete sich, ihr ganzer Körper öffnete sich, so plötzlich, dass ich ganz überrascht war. Aber es gab diese Momente, in denen sich die Nähe aus sich selbst nährte und eine Resonanz erzeugte, die sich blitzschnell zu meterhohen Wellen aufschau-

keln konnte. Birte schob mich hinüber zum Sofa, zu unserem alten, fleckigen Sofa, das in diesem riesigen Wohnzimmer stand, als hätten es die Arbeiter vergessen. Ich stellte mir kurz vor, wie wir jetzt auf einer Minotti-Sofalandschaft landen würden, mit viel Platz für das Sich-Ausziehen, Sich-Wälzen, Sich-Lieben, aber im Moment war ich vollkommen zufrieden mit diesem hohlen Zweisitzer, auf dem wir uns schon so oft geliebt hatten. Ich hoffte inständig, dass jetzt nicht eines der Kinder ins Wohnzimmer gelaufen käme, wie so oft, verschlafen, sich die Augen reibend, weinend, Mama rufend, während wir schnell den Fernseher ausschalteten. Birte lag auf dem Sofa, ich betrachtete ihre Hüfte, die Beckenknochen, die steil und spitz hervorragten, der Rock war hochgeschoben, und der Slip klebte zwischen ihren Beinen, leicht verrutscht. Ich fuhr mit meinem Zeigefinger über ihre Taille, an der Oberkante ihres Slips entlang, berührte ihren Bauch mit meiner ganzen Hand, ich fasste sie an und war berauscht von dieser plötzlichen Nacktheit. In den letzten Monaten waren unsere Körper zu Tabuzonen verkommen, in denen wir uns nur leise und ängstlich bewegt hatten; wir waren stillschweigend darin übereingekommen, uns nur noch an den unverbindlichen Stellen unserer Körper zu berühren, am Unterarm, an der Schulter, an der Wange, im Vorbeigehen, meist funktional, wenn man den anderen auf etwas hinweisen oder sich für etwas bedanken wollte. Doch jetzt brachen wir aus der Umzäunung aus. Es war alles ganz leicht, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, und ich fragte mich, warum uns das so schwergefallen war. Birte richtete sich auf, löste ihren BH und zog ihren Slip aus. Jetzt sah ich die Narbe über ihren Schamhaaren, ein blasser Wulst, der den Bauch von der Scham trennte, ein rosafarbenes Band, das von einem Beckenknochen zum anderen reichte.

Birte schien mein minimales Innehalten zu bemerken, sie bewegte sich, soweit es ihre Lage zuließ, zur Seite, drehte sich weg aus meinem Blick. Ich strich über ihren Bauch, die Narbe, die Oberschenkel, neigte meinen Kopf und meine Lippen auf ihre Brüste, den Bauchnabel. Ein Geschmack von früher, etwas weit Entferntes, wie ein Geruch, der einen anweht und eine vergessene Erinnerung auslöst, in die man eintreten kann wie in einen heimatlichen Raum.

Als ich mich auf sie legte, spürte ich, wie angespannt wir beide waren, wie ungewohnt dieser Anfall von Lust dann doch war. Ich spürte ihre Brüste unter meinen Brusthaaren wie zwei weiche, flache Kissen, ich stützte mich mit den Fingerknöcheln auf dem groben Stoff des Sofas ab, dabei musste ich an eines der letzten Male denken, als wir miteinander geschlafen hatten, ebenfalls auf einem alten Sofa, vielleicht war es sogar der Abend gewesen, an dem wir Jeremias gezeugt hatten. Es war in einem Sommerurlaub an der Ostsee. Tagsüber die Blickachsen durch die Strandkörbe auf das sich in der Sonne aalende, gerötete Fleisch, Fleisch mit Dellen und Narben, das neu ankommende, weiße Fleisch, die noppige Oberfläche der Cellulitis oder mit violetten Äderchen durchsetztes altes Fleisch, ganze Landschaften aus Fett, die in der Sonne ausgestellt wurden, damit sie später etwas appetitlicher aussahen. So viel Fett, so viel westeuropäisches Fett der Übersatten, hatte ich damals gedacht, und doch hatte mich, der tägliche Anblick dieses übervollen Tisches über alle Maßen erregt. Und auch Birte hatte ständig Lust auf mich und so haben wir, nachdem wir Sophie ins Bett gebracht hatten, fast täglich auf einem alten Sofa in der Ferienwohnung miteinander geschlafen. Aber warum musste ich ausgerechnet jetzt, während wir miteinander schliefen, daran denken, wie wir irgendwann einmal